



Lichtenberg Gesellschaft e.V.

www.lichtenberg-gesellschaft.de

Der folgende Text ist nur für den persönlichen, wissenschaftlichen und pädagogischen Gebrauch frei verfügbar. Jeder andere Gebrauch (insbesondere Nachdruck – auch auszugsweise – und Übersetzung) bedarf der Genehmigung der Herausgeber. Zugang zu dem Dokument und vollständige bibliographische Angaben unter tuprints, dem E-Publishing-Service der Technischen Universität Darmstadt: <http://tuprints.ulb.tu-darmstadt.de> – tuprints@ulb.tu-darmstadt.de

The following text is freely available for personal, scientific, and educational use only. Any other use – including translation and republication of the whole or part of the text – requires permission from the Lichtenberg Gesellschaft.

For access to the document and complete bibliographic information go to tuprints, E-Publishing-Service of Darmstadt Technical University: <http://tuprints.ulb.tu-darmstadt.de> – tuprints@ulb.tu-darmstadt.de

© 1987-2006 Lichtenberg Gesellschaft e.V.

Lichtenberg-Jahrbuch / herausgegeben im Auftrag der Lichtenberg Gesellschaft.

Erscheint jährlich.

Bis Heft 11/12 (1987) unter dem Titel: Photorin.

Jahrbuch 1988 bis 2006 Druck und Herstellung: Saarbrücker Druckerei und Verlag (SDV), Saarbrücken

Druck und Verlag seit Jahrbuch 2007: Winter Verlag, Heidelberg

ISSN 0936-4242

Alte Jahrbücher können preisgünstig bei der Lichtenberg Gesellschaft bestellt werden.

Lichtenberg-Jahrbuch / published on behalf of the Lichtenberg Gesellschaft.

Appears annually.

Until no. 11/12 (1987) under the title: Photorin.

Yearbooks 1988 to 2006 printed and produced at: Saarbrücker Druckerei und Verlag (SDV), Saarbrücken

Printer and publisher since Jahrbuch 2007: Winter Verlag, Heidelberg

ISSN 0936-4242

Old yearbooks can be purchased at reduced rates directly from the Lichtenberg Gesellschaft.

Im Namen Georg Christoph Lichtenbergs (1742-1799) ist die Lichtenberg Gesellschaft ein interdisziplinäres Forum für die Begegnung von Literatur, Naturwissenschaften und Philosophie. Sie begrüßt Mitglieder aus dem In- und Ausland. Ihre Tätigkeit umfasst die Veranstaltung einer jährlichen Tagung. Mitglieder erhalten dieses Jahrbuch, ein Mitteilungsblatt und gelegentliche Sonderdrucke. Weitere Informationen und Beitrittsformular unter www.lichtenberg-gesellschaft.de

In the name of Georg Christoph Lichtenberg (1742-1799) the Lichtenberg Gesellschaft provides an interdisciplinary forum for encounters with and among literature, natural science, and philosophy. It welcomes international members. Its activities include an annual conference. Members receive this yearbook, a newsletter and occasionally collectible prints. For further information and a membership form see www.lichtenberg-gesellschaft.de

neuhumanistische Schulmann (Voß war immerhin 24 Jahre lang Rektor einer Lateinschule) und nicht zuletzt der Altphilologe und Übersetzer, als der er wohl am ehesten im Gedächtnis geblieben ist, zu Wort. Abgesehen von exemplarischen Übersetzungsproben, die augenfällig machen, wie er mit Thors geborgtem Hammer die Verse zu-rechtklopft, liegt nun zum ersten Mal vollständig und textkritisch adäquat aufberei-tet der Briefwechsel mit Klopstock aus dem Jahr 1799 vor, in dem Voß ausführlich sein Übersetzungsprogramm entwickelt und gegenüber dem einstigen Übervater legiti-miert: Voß will die deutsche Sprache dem griechischen Original annähern, auf diese Weise sublimieren und regenerieren; anders Klopstock, er lehnt es ab, das Deutsche in das Prokustesbett der Antike zu zwingen.

Hummels Konzept geht auf. Anhand seiner Ausgabe erschließt sich ziemlich mühe-los, das heißt mit verhältnismäßig geringem Lektüreaufwand, der geistige Horizont eines der – zu seiner Zeit – prominentesten Vertreter der Spätaufklärung. Daß der eine oder andere, aus literarhistorischer Perspektive vielleicht nicht weniger relevante Text (wie zum Beispiel die Stolberg-Streitschrift) fehlt, darf man deshalb zwar be-dauern, aber kaum kritisieren – in dem Fall schlägt man eben bei Voegt oder August Sauer nach. Vermutlich ist diese Studienausgabe zum gegenwärtigen Zeitpunkt das Beste, was Voß passieren kann, weil sie zur Auseinandersetzung mit diesem fast ver-gessenen „Modellfall schreckensmännisch-deutscher Dichtung und Gelahrtheit“ ein-lädt. Für die historisch-kritische Gesamtausgabe ist es noch zu früh.

Frank Schäfer

Friedrich Haug: Gesellige Gedichte. Herausgegeben von Heinz Schlaffer. Marbach am Neckar 1996. Stuttgart: Kommission bei der I. G. Cotta'schen Buchhandlung 1996. 114 S. (Marbacher Schriften, 42). DM 38, –.

Lichtenberg notiert im Sudelbuch J ein Epigramm Friedrich Haugs aus dessen 1791 erschienener Sammlung von Sinngedichten. „Sinngedichte von Friedrich H... Frank-furt und Leipzig. 1791. // *Lelio*.// Bescheiden sei der stille Lelio?/ Nein! er ist dumm incognito.“ (J 1139)¹ Es bleibt fraglich, ob er den vollständigen Namen des knapp zwei Jahrzehnte jüngeren Kollegen im satirischen Fach kannte, denn auch auf dem Titelblatt der Ausgabe ist nur das Initial des Nachnamens angegeben. Lichtenberg besaß, soweit ich weiß, keine Ausgabe von Werken Haugs,² und er entlieh sich wohl auch kein Werk Haugs aus der Göttinger Bibliothek.³ Er hat mit Haug nicht korre-spondiert (Bw). Kästner hingegen richtete einen – soweit wir wissen einen einzigen – Brief an den später gern auch unter Pseudonymen publizierenden schwäbischen Au-tor,⁴ und über Kästner dürfte das Sinngedicht und vielleicht auch die ganze Ausgabe an Lichtenberg gelangt sein.

Haug hatte seine Edition Ende Mai 1791 an Kästner geschickt. Im Brief vom 14. April 1793 bedankt sich Kästner bei Haug für ein angenehmes Geschenk, offen-bar die Sinngedichte von 1791, entschuldigt sich für seine Saumseligkeit im Beant-worten des Haugschen Schreibens vom 24. Mai 1791, und teilt mit, daß er Haugs Sammlung in den „Göttingischen Gelehrten Anzeigen“ erwähnt und ein Sinngedicht dort sogar abgedruckt hat. Da die Gelehrten Anzeigen aber den sogenannten ernst-haften Wissenschaften bestimmt seien, könne dort für die Dichtkunst überhaupt und das Spielwerk Epigramm insbesondere wenig getan werden. Nach launigen Betrach-

tungen über das Verhältnis zwischen der Gelehrsamkeit und der Epigrammatik und einigen Anekdoten über Ärgernisse, die sich nach dem Erscheinen fremder Sinngedichte einstellten, die ihm selbst fälschlich zugeschrieben wurden, teilt Kästner seinem Korrespondenten Haug zwei Epigramme aus der neuesten (und echten) Produktion mit.⁵

Der am 9. März 1761 bei Ulm geborene, am 30. Januar 1829 verstorbene, im Stuttgarter Hoppenlau-Friedhof bestattete Kabinettssekretär, Redakteur, Bibliothekar und Feierabenddichter Johann Christoph *Friedrich* Haug war zu seiner Zeit immens produktiv und publizierte in allen Druckmedien. Er veröffentlichte seine Arbeiten zunächst in Zeitschriften, Almanachen und den sogenannten Taschenbüchern, welche im ausklingenden 18. Jahrhundert aufkamen und im 19. Jahrhundert die Musenalmanache weitgehend verdrängt hatten. Die besseren Gedichte brachte Haug in Buchform durch über den gesamten deutschen Sprachraum verteilte Verlage auf den Markt. Zusammen mit seinem Landsmann Friedrich Christoph Weisser (1761-1836) gab der Klassizist Haug, den so unterschiedliche Autoren wie Schubart und Jean Paul schätzten, eine „Epigrammatische Anthologie“ (Zürich 1807) heraus. Auf Humoristen wie Mörike und Friedrich Theodor Vischer übte er Einfluß aus. Sogar für die Kulturgeschichte der katholischen Alpenländer wurden Haugs Produktionen wichtig, freilich nur dank einer wirkungsmächtigen Mittlergestalt: der Wiener Mundart-humorist Ignaz Franz Castelli (1781-1862), der einen guten Teil dessen verfaßte, was heute für österreichische Volksdichtung gilt, und der Haug im Sommer 1814 auf der Reise nach Paris zu Stuttgart besuchte, ließ sich von dem gemütlichen Mann kräftig anregen und schrieb fortan Gedichtzyklen, unter anderem auch auf Tabakraucher.

In Haugs Epigrammen kreist das Interessante selbstgefällig um sich selbst. Gegen 20000 Sinngedichte (!) soll der einer publizierfreudigen Gelehrtenfamilie entstammende Kleinkünstler, der mit Schiller zusammen die Carlsschule besuchte, geschrieben und ein knappes Drittel dieser Gedichte selbst veröffentlicht haben. Der Nachlaß ruht in Marbach und soll weitere 6000 Epigramme enthalten. Heute sind allenfalls noch Haugs Zyklen bekannt – auf elende Ärzte, auf Herrn Wahls Riesennase. Da faszinieren am Ende nicht mehr die großen Nasen oder sonstwelche Körperteile, an die der von der Psychoanalyse verdorbene Leser denken mag, sondern die immer neuen Anstrengungen des sich närrisch gebenden Dichters, aufs bislang Geleistete noch eins draufzusetzen, da lachen wir über sein Streben nach einem neuen Rekord im epigrammatischen Produzieren. Haug ist stark der Tradition verpflichtet, er gewinnt wenig Profil. Er spricht nicht als Individuum zu uns, aus ihm redet ein forciert gemütliches Kollektiv. Seine Satiren sind, den Erfordernissen des Genres entsprechend, typenkömisches; sie gehen nicht gegen bestimmte Personen, sondern allenfalls gegen Berufe, Stände, Laster, Mißstände aller Art.

Kein leidendes Ich, das von Klippe zu Klippe geworfen wird, spricht sich da in unverwechselbarer Weise frei aus, sondern Literatur schreibt sich in der klassizistischen Geselligkeitspoesie der dichtenden Beamten und Pensionäre zu Stuttgart immer weiter fort. In der gelehrten geselligen Kleindichtung, die bis auf die griechische Antike zurückreicht, werden immer wieder die gleichen Themen variiert. Um 1800 scheinen Gebildete, die etwas auf sich hielten, Epigramme aus der „Griechischen Anthologie“ übersetzt zu haben. Einmal eingestimmt auf immer neue Variationen über die stets barmachungen des immer Gleichen Vergnüen. Zum Anführer der kunstsinnigen Kegelbrüder in Stuttgart wurde Haug nicht, weil er Singuläres, Unverwechselbares

bot, sondern weil er in einer Gruppe begabter Dilettanten der routinierteste und betriebsamste war.

In der von mir benutzten, nicht in Schwaben und nicht im Hochgebirge gelegenen Bibliothek fand ich immerhin fünf Ausgaben von Gedichten Haugs, darunter in den Reihen „Miniaturlbibliothek der deutschen Classiker“ und „Meyer's Groschen-Bibliothek der deutschen Classiker für alle Stände“ zwei Anthologien von 1831 und 1840 aus Hildburghausen, die Haugs Poesien ausgerechnet zusammen mit denen Rückerts vorstellen; 1850 haben sie dort zu Haug und Rückert dann sogar noch Moses Mendelssohns „Phädon“ dazugepackt.⁶ Ich denke über diese Zeilen nach und mache weitere traurige Erfahrungen zur Ahnungslosigkeit selbst unserer Literaturwissenschaftler, was den Haug betrifft. Gerhard Hay nämlich verzeichnet im Katalog der Musenalmanachbeiträge in seinem Werk „Die Beiträge des Voss'schen Musenalmanachs“ über drei Seiten hin Poesien, meist Epigramme, Friedrich Haugs, darunter auch Gedichte, die erst im Jahr 1800 erschienen sind, aber unter dem Namen des Vaters Balthasar Haug (1731-1792), des Lehrers an der Carlsschule, und den richtigen *Friedrich* Haug scheint Hay überhaupt nicht zu kennen, obwohl der doch einer der produktivsten Autoren in seinem Verzeichnis ist.⁷ Darüber sollte man selbst einmal ein Marterl oder einen Stachelvers schreiben, auch auf die Gefahr hin, daß der dann unter einem falschen Namen in die Bibliographien geriete. Immerhin belegt diese Anekdote, wie willkommen eine Ausgabe der Gedichte *Friedrich Haugs* sein muß.

Haug womöglich dem, wie man sich gern vorstellen mag, geselligen Schattenreich zu entreißen, legt der seit zwei Jahrzehnten von der einst von Friedrich Theodor Vischer mühsam erstrittenen Ästhetik-Kanzel in Stuttgart herunter dozierende Literaturwissenschaftler Heinz Schlaffer einen hübsch gemachten, in zwölf Abteilungen gegliederten Sammelband vor.⁸ Die schon vom Autor Haug selbst zu einem Zyklus zusammengestellten Nasenhyperbeln bilden, soweit sie aufgenommen wurden, eine Separatabteilung. Mit Epigrammen, Dialogen, Scherzgedichten, in Verse gebrachten Anekdoten, Trink- und Gesellschaftsliedern, Rätseln, Fabeln, Huldigungen, Lyriken und Parodien ist ein guter Teil des Programms der gelehrten geselligen Kleindichtung präsent. Vermißt habe ich eine eigene Abteilung mit den zum Teil brillanten Spottgrabschriften, von denen Haug, angeregt von den Vorbildern, unzählige verfaßt hat. Hier nur ein Beispiel: „*Grabschrift*. // Hier modert Pastor Jost, / Ihr Winde, weht gelinder! / Er war der Wittwen Trost, / Und Vater uns'rer Kinder“.⁹ Es fehlt auch eine Auseinandersetzung mit seinem Zyklus auf elende Ärzte.

Im Nachwort beschreibt der Herausgeber den Haug als einen Mann, der mit einer Epigrammverfertigungsapparatur im Kopf herumliefe und dem sich jeder Vorfall des alltäglichen Lebens und jede noch so belanglose Lesefrucht unweigerlich zu seinem Stachelvers zuspitzte. Der Herausgeber berechnet, daß Haug über Jahrzehnte hin jeden Werktag mindestens ein Epigramm geschrieben haben muß. Das Mechanisch-Manische dieser Art von Literaturproduktion wird da deutlich.

Haug in der Sammlung präsenter Dialog zwischen einem Dichter und Dr. Johnson – „*Der Dichter und Johnson*. // *Dichter*. // Ich dichte nun, mein Herr, / Seit zwanzig Wochen täglich / Zwei Strophen ohne R. / Das ist unendlich schwer. // *Johnson*. // Ich wollt', es wär' unmöglich.“ (S. 49) – könnte, ging mir erst bei der Lektüre dieser neuen Edition auf, durchaus auch eine Schelte in eigener Sache sein.

Dieser Dialog ist mir besonders interessant geworden. Haug, Weisser und viele mehr in Stuttgart, Kästner und seine Kollegen in Südniedersachsen, Dr. Johnson's

Zirkel in London und auf dem Hochland – alle diese Leute scheinen, wenn man sich die Sache genauer betrachtet, unentwegt Sinngedichte zu produzieren und einander mitzuteilen. Lichtenberg hat Haugs Johnson-Dialog vermutlich *nicht* gekannt – wohl aber, wie bereits der Blick in die Register der Werk- und Briefausgaben erhellt, Samuel Johnson selbst. In den Sudelbüchern hat er ihn häufig zitiert (C 119. 121. J 203. 254. 267. 808. 809. 813. 823. 1039. L 646). Haug veröffentlichte diesen Dialog in seiner wohl am weitesten verbreiteten Ausgabe, der von 1805,¹⁰ und zuvor ließ er den Dialog, Haugs Beiträgerverzeichnis zufolge,¹¹ schon im Vossischen Musenalmanach drucken, allerdings erst dem für das Jahr 1800 (S. 27). Damit ist immer noch nicht sicher, daß Lichtenberg den Dialog zwischen Johnson und dem Dichter – einem Odenschnauber? – *nicht* gekannt hat, da der umtriebige Haug ihn zuvor auch schon in einem anderen Almanach publiziert haben kann.

Haug seinerseits schrieb in Verse gebrachte Anekdoten, und er wußte von Dr. Samuel Johnson. Das Epitaph „An Zumsteegs Grabe“ könnte Haug bei Johnson entlehnt haben.¹² Fragt sich, ob sich der Dialog tatsächlich auf einen Ausspruch Johnson's bezieht – der im Alter, wenn er nicht schlafen konnte, übrigens Epigramme der „Griechischen Anthologie“ ins Lateinische übersetzt hat.¹³ Beim schottischen Hauptgewährsmann Boswell und der Literatur von und über Johnson, die ich eingesehen habe, bin ich nicht fündig geworden. Boswell weiß nur von einer kuriosen Begegnung zwischen Johnson und Hogarth.¹⁴ Allerdings hat Johnson häufig über vollkommen blödsinnige menschliche Betätigungen nachgedacht. Man könnte ein Testament in Knittelverse bringen, zum Vorsingen – aber was bringt das?¹⁵ Johnson weiß, daß nicht viel dazu gehört, durch Albernheit aufzufallen.¹⁶ Einen bekannten Ausspruch variierend, ließe sich vielleicht sagen, daß ein Verfasser sogenannter lipogrammatischer Gedichte (zum Beispiel ohne R), eine Art Hund ist, der auf den Hinterbeinen geht.¹⁷ Johnson, der sich häufig selbst widersprach, vertrat auch die Auffassung, jeder, der ein neuartiges Kunststückchen fertigbringt, verdiene unseren Beifall.¹⁸ Als Sprachkritiker (und -ethiker), der den Ausdruck dem Inhalt gemäß haben will,¹⁹ hätte Johnson eine mit dem Inhalt nicht vermittelt willkürliche Ausschließung des Buchstabens R vermutlich ablehnen, einem Verzicht auf den Buchstaben in lieblich- idyllischen Umgebung indes zähneknirschend zustimmen müssen.

Das regelmäßige Herunterschreiben einer bestimmten Anzahl von Versen scheint damals eine beliebte Stilübung des angehenden Gentleman gewesen zu sein – auch in Johnsons unmittelbarer Umgebung.

Von der Zeit seines Studiums in Utrecht (1763-64) an bis mindestens 1780 kam James Boswell seinem Vorsatz, täglich zehn Verse jambische Fünfheber zu Übungszwecken über einen beliebigen Gegenstand zu schreiben, unregelmäßig nach. Verse mit R. Manchmal verfaßt er über Wochen hin ganze Serien, so auf seiner Reise durch Deutschland und die Schweiz.

Am 1. Oktober 1764 notiert er ins Tagebuch zu seinem Aufenthalt in Dessau: „Heute kam ich wieder auf meine frühere Gepflogenheit zurück, täglich zehn Zeilen Verse zu schreiben“.²⁰

Wenn das Dichten ohne R für Haug und vielleicht Johnson Inbegriff einer ganz und gar unsinnigen Betätigung sein mag – Beispiele für solche Beschäftigungen in unserer Gegenwart sind mir bekannt –, so steckt für Lichtenberg und einige ihm bekannte Autoren doch mehr dahinter, nämlich eine Abneigung gegen den mißtönenden Buchstaben R, der einer Erwärmung des Sprachgebrauchs entgegenwirkt und Liebenden die Stimmung verdirbt. Lichtenberg spricht in L 473 von Gedichten ohne R: „Eine Ehe

ohne Würze *kleiner* Mißhelligkeiten wäre fast so was, wie ein Gedicht ohne R. (besser)“. In den Sudelbüchern erwähnt er zweimal, daß Brockes Gedichte ohne R geschrieben hat (F 383. 384). Promies weist im Kommentar zu F 383 auf ein solches Gedicht im 1. Band der Sammlung „Irdisches Vergnügen in Gott“ hin (SB 1/2 K, 427).

Brockes hat mit dem Gedicht „Die auf ein starckes Ungewitter erfolgte Stille“ eine, wie er mitteilt, Probe des Wortreichtums der deutschen Sprache geben wollen, indem er angenehmes Wetter „mit gänzlicher Vermeidung des sonst männlich- und etwas hart lautenden R“ bedichtet, bei der Beschreibung des Unwetters aber den Buchstaben „häufig, und zwar, nach Erfahrung der Sachen, mehr oder weniger wiederholet“, womit dann auch gleich noch gezeigt werden soll, wie gut sich unsere deutsche („Teutsche“) Sprache zur Musik schickt. Das Gedicht muß Eindruck gemacht haben, auch Christian Friedrich Weichmanns „Vorrede zum ersten Druck“ beschäftigt sich damit. Nach zehn Versen ohne R markiert eine Fußnote mitten im elften Vers den herben Übergang zu, wenn ich recht zähle, 110 1/2 r-reichen Versen, worauf dann neuerlich eine Fußnote – „(*) Von hier an, alles ohne R, bis zu Ende“. – einen sanft-säuselnden lieblichen Ausklang in 60 Zeilen anzeigt. Die Moral dann ohne und doch wieder mit R: „Es ist die helle Sonn’ ein Bild von Gottes Liebe, / So wie des Donners Grimm die Probe Seiner Kraft“.²¹

Einen Überblick über lipogrammatistische Gedichte von der Antike (Pindar, Lasos aus Hermione) an gibt Ernst Schulz-Besser in seinem Aufsatz „Deutsche Dichtungen ohne den Buchstaben R“.²² Nestor von Laranda verfaßte im 3. Jahrhundert nach Christus eine Ilias in 24 Gesängen, wobei in jedem Gesang ein Buchstabe des Alphabets fehlt. Im 18. Jahrhundert entstanden lipogrammatistische Reden zu Übungszwecken. Schulz-Besser weist auf einige vergessene lipogrammatistische Dichter hin, so auf den Sonderling Gottlob Wilhelm Burmann (1737-1805). Franz Rittler veröffentlichte 1813 sogar einen Roman ohne R und fand Nachfolger. Als „schönste(s) Beispiel für die Wortmalerei mit und ohne R“ bezeichnet Schulz-Besser Brockes’ Ungewittergedicht mit Stille.

Lichtenberg hat sich wiederholt Notizen über das Mißtönende des Buchstaben R gemacht, der eine Artikulation unserer sanfteren Empfindungen gleich wieder abwürgt. Des Buchstaben R wegen erinnert ihn das Wort *Freundin* an das abscheuliche Wort *Frost* (F 822). Im Deutschen klingt sogar *Feind* noch sanfter als *Freund* (F 1072). In F 25 spricht er von einer Marotte Justus Möser: „Möser liebt das r in Freund nicht“. Promies weist im Kommentar auf Möser’s „Klage über den Buchstaben R“ hin (SB 1/2 K, 398). Der in die Form eines etwas didaktischen Liebesbriefs gekleidete Aufsatz „Klage über den Buchstaben R, von meinem himmelblauen Mädchen“ (1780) soll von einer sprachkundigen und scharfsinnigen Minna verfaßt sein, die ihre erotisch-linguistische Epistel mit Fußnoten versieht und der Physiognomie der Worte nachlauscht. Das Mädchen, die Rollen-Minna, will von ihrem lieben Meiner nie mehr „zärtliche Freundin“ genannt werden: „Die beiden R in diesen Wörtern kratzen mich durch die Seele, und es ist sicher ein Barbar gewesen, der die sanften Ideen von Zärtlichkeit und Freundschaft mit einem Buchstaben zerstört hat, der einzig und allein für das Rauhe, Harsche, Harte und Grausame gemacht ist“. Minna, die das Glück, nicht Roberta oder Friederike oder gar Margareth zu heißen, hoffentlich zu fassen weiß, mutmaßt, daß es die „Slavaken in Obersachsen“ waren, die zuerst die Wendung „zärtliche Freundin“ aufgebracht haben: „Ihre Worte strudeln, wo sie nur fließen sollten, und die sanftern Gefühle ersterben unter dem eckichten Ausdrücke“.²³ Neben ihrer diskursiven Funktion soll für Brockes und Möser die Sprache auch noch

musikalisch sein, das Angenehme soll angenehm, das Widerwärtige widerwärtig klingen, die Inhalte sollen, gut physiognomisch, einen direkten, eindeutigen Ausdruck finden. Lichtenberg stimmt, soweit ich sehe, zu.

Zurück zu der vorliegenden Ausgabe. Der Herausgeber hat sich das editorische Geschäft manchmal etwas einfach gemacht und oberflächlich kommentiert. Was er mitteilt, ist dem gebildeten Leser zumeist bekannt, und wo sich einmal Fragen stellen, weiß der Herausgeber auch nicht weiter. Hier rächt sich seine ungenügende Auseinandersetzung mit der Forschungsliteratur und den Quellen.

Der Herausgeber täuscht sich, wenn er im Nachwort erklärt, das griechische Epigramm sei, anders als das Epigramm Martials, nicht satirisch. Vielleicht hat er sich von den christlichen Büchern zu Beginn der „Griechischen Anthologie“ durcheinander bringen lassen. Es ist auch grundverkehrt, daß das griechische Epigramm Haug fremd geblieben sei; ich habe vor einigen Jahren das Gegenteil aufgezeigt.²⁴ Haug und Weisser weisen in der „Vorerinnerung“ ihrer zweibändigen „Epigrammatischen Anthologie“ (Zürich 1807) eigens darauf hin, daß sie neben deutschen Epigrammen auch übersetzte und nachgedichtete Epigramme aus der „Griechischen Anthologie“ und dem Martial berücksichtigt haben. Auf ein Vorbild in der „Griechischen Anthologie“ bezieht Haug sich, wie auch der Herausgeber weiß, ausdrücklich.²⁵

Was mich immer noch interessiert: ob Haug in dem Epigramm „An H.“ (1805) tatsächlich Hölderlin, den er später besuchen und dessen Gedichte er 1821 zusammen mit anderen Freunden des Autors aus dem In- und Ausland zu einer Edition zusammentragen sollte, angesprochen hat. „Willst du von deinem Flug' in nie erfolg'ne Höhn'n, / Von deinem Griechengeist uns überzeugen, / So mache Deutlichkeit dir eigen! / Und sollen wir dich nicht versteh'n / Wer hindert dich, zu schweigen?“²⁶ Satire scheint tatsächlich nur aus der Feder, nicht, wie man auch hören kann, aus dem Herzen zu fließen. Es leuchtet ein, daß eine solche Aufforderung unter geselligen Gedichten nichts verloren hat – die Frage des Rollendichters kann gerade hier nicht beantwortet werden.²⁷

Udo Dickenberger

1 Ich zitiere nach SB.

2 Hans Ludwig Gumbert (Hrsg.): *Bibliotheca Lichtenbergiana. Katalog der Bibliothek Georg Christoph Lichtenbergs*. Wiesbaden 1982.

3 Wiard Hinrichs, Ulrich Joost: *Lichtenbergs Bücherwelt. Ein Bücherfreund und Benutzer der Göttinger Bibliothek*. Göttingen 1989.

4 Vgl. das Verzeichnis der Briefe von und an Kästner in: Rainer Baasner: *Abraham Gotthelf Kästner, Aufklärer (1719-1800)*. Tübingen 1991, 645-661. Dort ist allerdings auch Haugs Brief an Kästner vom 24. Mai 1791 nicht verzeichnet.

5 Abraham Gotthelf Kästner: *Briefe aus sechs Jahrzehnten. 1745-1800*. Berlin-Steglitz 1912, Nr. 112. 186-188.

6 *Anthologie aus den sämtlichen Schriften von Friedrich Haug und Friedrich Rückert*. Hildburghausen 1831 (*Miniaturbibliothek der deutschen Classiker*, Supplementband 11). *Ausgewählte Gedichte von Friedr. Haug und Friedr. Rückert*. Hildburghausen 1840. (*Meyer's Groschen-Bibliothek der deutschen Classiker für alle Stände*, Band 29). *Mendelssohn's Phädon, Anthologie aus den Gedichten von Fr. Haug und Fr. Rückert*. Hildburghausen o. J. (um 1850) (*National-Bibliothek der deutschen Classiker*, Band 65).

- 7 Gerhard Hay: *Die Beiträge des Voss'schen Musenalmanachs*. Hildesheim 1975, 34-36.
- 8 „Erhobenen Haupts, zur Vorlesung hin/ Schreitet Professor Schlaffer/ Dahinter quiekt's und schnattert's, da sieht man ziehn/ Das blöde Volk der Gaffer“.
- 9 *Epigrammen und vermischte Gedichte von Johann Christoph Friedrich Haug*. Berlin 1805, Bd. 1-2; hier: 1, 170.
- 10 Ebd. 1, 330.
- 11 Hay (wie Anm. 7), 35.
- 12 Emil Steiner: *Friedrich Haugs Epigramme und ihre Quellen*. Borna-Leipzig 1907, 79.
- 13 James Boswell: *Dr. Samuel Johnson, Leben und Meinungen. Mit dem Tagebuch einer Reise nach den Hebriden*. Hrsg. und übersetzt von Fritz Güttinger. Zürich 1981, 647. Vgl. auch Johnsons Brief an Hester Thrale vom 19. April 1784. In: R. W. Chapman (Hrsg.): *The Letters of Samuel Johnson*. Vol. 1-3. Oxford 1952, Nr. 954. Bd. 3, 157.
- 14 Boswell: *Johnson* (wie Anm. 13) 75-76.
- 15 Ebd. 307.
- 16 Ebd. 213-214.
- 17 Ebd. 167.
- 18 Ebd. 438-441.
- 19 Rüdiger Schreyer: *Untersuchungen zur Sprachauffassung Dr. Johnsons*. Diss. masch. Saarbrücken 1971, 65-72.
- 20 Frederick A. Pottle (Hrsg.): *Boswells grosse Reise. Deutschland und die Schweiz 1764*. Deutsch von Fritz Güttinger. Stuttgart. Konstanz 1955, 146.
- 21 *Hrn. B. H. Brockes Irdisches Vergnügen in GOTT, bestehend in Physicalisch- und Moralischen Gedichten*. Erster Theil. Bern 1970. Nachdruck der Ausgabe von 1737, 149-155.
- 22 *Zeitschrift für Bücherfreunde*. Neue Folge. 1. Jg, 2. H., 1910, 382-389. – Vgl. auch Alfred Liede: *Dichtung als Spiel. Studien zur Unsinnpoesie an den Grenzen der Sprache*. 2 Bde. Berlin 1963; hier: Bd. 2, 90-94. Zur franz. Tradition Elisabeth Kuhs: *Buchstabendichtung*. Heidelberg 1982, S. 176-180.
- 23 In: Justus Möser: *Patriotische Phantasien*. Bd. 1-4. Berlin 1842-1843, 4, 102-103 (*Justus Möser's sämtliche Werke*. Bd. 1-10. Berlin 1842-1843, Bd. 4).
- 24 Udo Dickenberger: *Der Tod und die Dichter. Scherzgedichte in den Musenalmanachen um 1800. Eine Sammlung von 220 Spottgrabinschriften*. Hildesheim 1991. ders.: *Hundert Jahre Marterl. Ein Beitrag zur fingierten Volkskultur*. In: *Jahrbuch für Volkskunde*, Neue Folge 18, 1995, 223-240. Vgl. auch das Kapitel *Griechische Anthologie* in Emil Steiners Tübinger Dissertation *Friedrich Haugs Epigramme und ihre Quellen*. (wie Anm. 12) 29-32. Grundlegend ist immer noch die Darstellung Ernst Beutlers *Vom griechischen Epigramm im 18. Jahrhundert*. Leipzig 1909, in der Haug mehrmals beiläufig erwähnt wird.
- 25 Udo Dickenberger: *Der Tod und die Dichter* (wie Anm. 24) 52 f
- 26 Haug: *Epigrammen* (wie Anm. 9) 2, 87. Über diese Ausgabe von Gedichten Hölderlins hat Haug dann übrigens auch wieder ein Gedicht geschrieben und es am 20. Mai 1824 an seinen Freund Friedrich von Matthisson (1761-1831) geschickt.
- 27 Zu Haug und dieser neuen Ausgabe habe ich mich schon in den *Stuttgarter Nachrichten* vom 25. Mai 1996 geäußert.